

**Rezension zu: Helmut Gruber / Florian Menz (Hg.),
Interdisziplinarität in der Angewandten Sprachwissenschaft:
Methodenmenü oder Methodensalat?
Frankfurt am Main: Peter Lang 2001 (Sprache im Kontext, Band 10).**

Sylvia Bendel

Die wissenshungrige Leserin öffnet den Band mit dem appetitanregenden Titel und findet darin die überarbeiteten Vorträge des gleichnamigen Workshops, die im Rahmen der 27. Österreichischen Linguistiktagung im Oktober 1999 gehalten und von Helmut Gruber und Florian Menz herausgegeben wurden. Die Beiträge kommen denn auch mehrheitlich aus der österreichischen Linguistik-Küche, die sich seit Jahren durch ihre Anwendungsorientiertheit profiliert.

Helmut Gruber und *Florian Menz* begründen das Thema der Interdisziplinarität in der *Einleitung* damit, dass viele der sogenannten "Bindestrichlinguistiken" *per se* interdisziplinär angelegt sind und in den letzten Jahren eine ungeheure Vielfalt an Methoden auf den Wissensmarkt gebracht haben, bis heute aber kaum Konsens darüber besteht, mit welchen Datenerhebungs-, Aufbereitungs- und Analysemethoden in der Angewandten Linguistik gearbeitet werden soll. Als Beispiele werden die bekannten Grabenkämpfe zwischen quantitativen und qualitativen Methoden, zwischen primär linguistisch *versus* sozial interessierten Analysen von Texten, zwischen struktur- und prozessorientierten Ansätzen aufgeführt – womit erst ein Teil der Konfliktlinien benannt ist. Die Herausgeber wollen mit ihrem Band weder die großen methodischen Debatten lösen noch einen "gesprächsanalytischen Werkzeugkasten" zur Verfügung stellen. Vielmehr sollen die

AnwenderInnen der unterschiedlichsten Richtungen der Angewandten Sprachwissenschaft zu Wort kommen und einerseits darstellen, welche relevanten methodischen Ansätze es zur Zeit in diesem Bereich gibt, und andererseits darüber reflektieren, was es heute heißt, 'interdisziplinär' zu arbeiten (S.XI).

Ob sich die versammelten Beiträge eher als "Menü" oder als "Salat" präsentieren, soll im Anschluss an die folgenden Einzelbesprechungen beantwortet werden.

Elisabeth Leinfellner (Adaptive Regeln und ihre Anwendung in der Linguistik) nähert sich dem Thema 'Interdisziplinarität' von der vorsichtigen Seite, indem sie sich darauf beschränkt, einen einzelnen Begriff aus einer anderen Disziplin in die Linguistik zu übertragen, nämlich den Begriff der 'adaptiven Regel' aus der Evolutionstheorie. Ausgehend von der Erkenntnis, dass die in der Sprachwissenschaft vorherrschende Gleichsetzung von 'Regel' mit 'Gesetz' regel-mäßig an Ausnahmen, Einzelfällen und sprachlichen Neuerungen scheitert, schlägt sie ein anderes begriffliches Konzept vor, nämlich das der 'hypothetischen adaptiven Default-Regeln'. Default-Regeln gelten immer nur unter bestimmten Bedingungen (wenn-dann) und können im Verlaufe eines Interpretationsprozesses laufend adaptiert, das heißt, korrigiert, ergänzt und zu nach hinten offenen Regelketten verknüpft werden. Resultat ist eine hierarchisch geordnete Regelbatterie, die beim Verstehen von Texten der Reihe nach abgearbeitet wird. So geht eine englischsprachige Person beim Pronomen *she* als erstes davon aus, dass ein weiblicher Mensch gemeint ist. Wenn sich diese Verstehens-Hypothese als falsch herausstellt, wird eine zweite Interpretation von *she* als Haustier versucht, bei erneutem Scheitern folgt

die Deutung als Gegenstand usw., bis die entsprechende Textstelle stimmig interpretiert ist. Leinfellner macht an diesem Punkt leider nicht klar, ob die von ihr aufgeführten Regelbatterien ein linguistisches Analyseinstrumentarium darstellen oder mentale Sprachrezeptionsprozesse abbilden sollen. Damit bleibt auch der Anwendungsbereich ihres Regelbegriffs offen. Hingegen illustriert sie mit Beispielen aus der englischen Literatur, dass adaptive Default-Regeln auch für die Beschreibung der Interpretation literarischer Texte geeignet sind. Unter der Voraussetzung, dass der Status dieser Regeln (analytische oder mentale Kategorie?) geklärt wird, hilft das Konzept der adaptiven Regel tatsächlich, aus der Sackgasse "Regel mit Ausnahme" herauszukommen.

Jürgen Streeck (*Praxeologie: Neue Wege materialistischer Sprachwissenschaft*) möchte die Sprachwissenschaft noch viel grundsätzlicher als Handlungswissenschaft verstanden wissen als dies trotz aller Bekenntnisse zur Handlungsorientierung seit der pragmatischen Wende geschehen ist. Spätestens seit die Aufzeichnung und Analyse auch des körperlich-praktischen Handelns mit der Videotechnik möglich wurde, sollte die Reduktion auf das Gesprochene eigentlich überwunden sein. Die Analyse von konkreten "Praxisgemeinschaften" (S.36), das heißt, von Gemeinschaften, die durch ihre kollektiven Aktivitäten und Wissensbestände konstituiert sind, führt denn auch zum Schluss, dass es "keine scharfe kategoriale Trennung zwischen kommunikativen und instrumentellen Handlungen" gibt (S.37). Als Beispiel führt Streeck mehrere Szenen aus einer texanischen Autowerkstatt vor, in der trotz kultureller Unterschiede und fremdsprachlich bedingter Verstehensschwierigkeiten die Verständigung unter den Beteiligten klappt – unter anderem dank des Einsatzes von zeigenden Gesten. Streeck versteht es bei seinen Analysen übrigens, mit einem einfach gehaltenen Transkriptionssystem und wenigen Worten ein plastisches Bild der räumlichen Orientierung und der Bewegungen der Interaktanten zu entwerfen. Gesten, so stellt sich heraus, sind wie sprachliche Zeichen zugleich konventionell und kontextuell bestimmt, haben referenzielle und prädikative Funktion, können individuell habitualisiert sein und haben ihre eigenen Sequenzialisierungs- und Reparaturformate. Streeck hofft, dass sich die Sprachwissenschaft als Teil einer umfassenden empirischen Kultur- und Kommunikationswissenschaft zukünftig vermehrt auf die historisch-materielle Basis ihrer untersuchten medialen Produkte besinnt.

Arnulf Deppermann bleibt mit seiner Anregung, Semantik und Konversationsanalyse miteinander zu verbinden, im intradisziplinären Bereich (*Aspekte einer konversationsanalytischen Untersuchung von Wortsemantik*). Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Feststellung, dass die Kontextabhängigkeit von Wortbedeutungen in den verschiedenen semantischen Ansätzen theoretisch zwar berücksichtigt wird, praktisch aber nach wie vor mit erdachten und damit kontextlosen Beispielen gearbeitet wird. Die Konversationsanalyse bietet hier die methodologische Alternative, mit der untersucht werden kann, "wie Interaktanten die Bedeutung der Wörter, die sie benutzen, im Kontext konstituieren und [...] ihren Gesprächspartnern verdeutlichen" (S.59). In einer ausführlichen Beispielanalyse demonstriert Deppermann, wie in einer umweltpolitischen Debatte das Schlüsselwort *Freiheit* von den Beteiligten durch "metasemantische Handlungen" und die dadurch evozierten "lokal hergestellten semantischen Relationen" (S.64) definiert, retrospektiv reinterpretiert und in Abgrenzung dazu umdefiniert wird. Im Verlauf der Analyse wird deutlich, dass semantische Prozesse im Gange sind, die nicht

zuletzt rhetorischen Charakter haben: Mit der eigenen Wort(be)deutung soll die darin implizierte ideologische Position durchgesetzt werden. Wortsemantik im Kontext bedeutet Prozessualität und Reziprozität von Wortbedeutungen und die faktische Auflösung der Grenze zwischen Wort- und Satzsemantik. Deppermann schließt mit der methodologischen Schlussfolgerung, dass die Konversationsanalyse geeignet ist, die "Spannweite der Semantisierung eines Ausdrucks in unterschiedlichen Kontexten" nachzuzeichnen (S.74), aber weniger dazu, größere Korpora zu bearbeiten.

Interjektionen scheinen auf den ersten Blick nicht nach einer interdisziplinären Bearbeitung zu rufen. Dass dem anders ist, versucht *Martin Reisigl* wortreich und manchmal polemisch zu beweisen (*Intradisziplinarität, Transdisziplinarität und Interdisziplinarität – Einige Überlegungen am Beispiel der sekundären Interjektionen*). Er lehnt interdisziplinäres Dilettieren vehement ab und plädiert dafür, vom "einigermaßen" soliden Boden der Einzelwissenschaft aus vorsichtig den Schritt zur "transdisziplinären" Exploration der untersuchten Phänomene zu wagen (S.82). Reisigl stellt anhand einer Tabelle und mehrerer Beispielanalysen verschiedene Formen sogenannter "sekundärer Interjektionen" vor, bei deren Analyse sich immer wieder das Problem stellt, dass Gebrauch und Sinn ohne Rückgriff auf außerlinguistisches Wissen nicht zu erklären sind. Verwendung, Wirkung und Stellenwert dysphemistischer Interjektionen wie *porco dio* zum Beispiel lassen sich ohne weitreichende religionssoziologische und rechtsgeschichtliche Kenntnisse (Stichworte: Tabu, Gotteslästerung als Delikt) nicht angemessen interpretieren. Die lange Liste der von Reisigl als analytisch relevant erachteten Fächer – sie reicht von der Phonologie über die Religionsgeschichte bis zur Psychoanalyse – macht deutlich, warum er selbst zum Schluss kommt, das stets "die Möglichkeit eines transdisziplinären Ausufers" (S.100) besteht, bei dem der Gegenstand und der thematische Zusammenhang verloren zu gehen drohen. Aber obwohl interdisziplinäre Forschung, "besonders als *One-Person-Unternehmung*" "verflucht mühsam" ist, sieht Reisigl in ihr zuletzt die einzige Möglichkeit, "mit der Kraft einer innovativen Synthese zu einem qualitativen Erkenntnisprung" (S.103) zu gelangen.

Die Schwierigkeiten, ein interdisziplinäres Projekt im Zaum zu halten, weiten sich bei *Marietta Calderón* (*Methodenpluralismus, Formen von Interdisziplinarität und ihre 'Bekömmlichkeit'*) zu existenziellen Problemen der Forscherin aus. Calderón beschreibt, wie ihr Habilitationsprojekt mit dem Titel "Frankophonie in Israel: Variationen und Identitäten" sie dazu zwang, immer neue Methoden und Theorieansätze einzubeziehen, vom Code-Switching über Onomastik und jüdische Identitätskonstruktionen bis zur Kritischen Diskursanalyse, um dem Thema gerecht zu werden. Dabei geriet sie zunehmend in den Verdacht des Dilettierens und wurde von den Vertretern des wissenschaftlichen Establishments mit Ausgrenzung bestraft – so lautet mindestens ihre Anklage. Hinzu kam der (vermeintliche) Konflikt, sich zwischen der wissenschaftlichen und religiösen Terminologie im Zusammenhang mit der jüdischen (Namens-)Mystik entscheiden zu müssen, ein Entscheid, welcher zu Gunsten der religiösen Terminologie fiel. Calderóns leidenschaftliches Eintreten für die interdisziplinäre Behandlung solch komplexer Themen wie das von ihr gewählte, ihre Kritik an starren, auf Besitzstandswahrung ausgerichtete universitären Strukturen sind mutig und nötig. Gleichzeitig meldet sich der Verdacht, dass sie über wenig kritische Distanz zu ihrer Arbeit verfügt.

Interdisziplinarität kann verschiedene Disziplinen innerhalb des wissenschaftlichen Paradigmas unter einem Dach vereinen, nicht aber das wissenschaftliche und religiöse Paradigma.

Karin Wetschanow geht in der Gestalt einer fiktiven Studentin auf die Suche nach den zentralen theoretischen Positionen und methodischen Anleitungen der Kritischen Diskursanalyse (KDA) (*'Aber wie weiss ich dann, wann meine Analyse fertig ist?' – Fragen zum wissenschaftstheoretischen Status und zur Methodenvielfalt der Kritischen Diskursanalyse*). Der kursorische Gang durch die einschlägige Literatur hinterlässt nur Verwirrung: KDA wird einmal als Disziplin definiert, innerhalb welcher verschiedene Methoden zur Anwendung kommen, einmal selber als Methode, einmal als Herangehensweise oder gar als eigenes kritisches Paradigma. Das einzige einende Element ist das Ziel, "soziale Ungerechtigkeit und Ungleichheit zu analysieren, zu verstehen und zu bekämpfen" (S.131). Allenthalben wird methodische Vielfalt beschworen, aber die konkrete Auswahl der für die Untersuchungsfrage geeigneten Methoden, deren allfällige (immer problematische, mindestens zu reflektierende) Übernahme aus anderen Disziplinen bleibt der Intuition und der Erfahrung der einzelnen Forschenden überlassen – für die Novizin eine komplette Überforderung. Wetschanow zieht daher den Schluss, die KDA müsse sich "nicht zuletzt aufgrund ihrer fortschreitenden Institutionalisierung" endlich "ernsthaften wissenschaftstheoretischen Diskussionen [...] stellen" (S.152), damit den Studierenden die zurecht geforderten konkreten Arbeitsanweisungen mitgegeben werden können. Wetschanow macht es sich in ihrem Beitrag "zur Aufgabe, Fragen vielmehr aufzuwerfen, als welche zu beantworten" (S.125). Ob es 34 Seiten braucht, um im Prinzip bekannte Probleme aufzuzählen, ohne auch nur den Hauch einer eigenen Antwort zu wagen, darf bezweifelt werden.

Kein Problem, "Gemeinsamkeiten in den Analysemodellen" (S.161) der KDA aufzuzählen, hat Gerlinde Mautner: Mehr-Ebenen-Analyse, Konzentration auf bestimmte sprachliche Features, Anbindung der sprachlichen Daten an den außersprachlichen Kontext und anderes mehr. (*Menügesteuert: Konkordanzprogramme im Dienste qualitativer Diskursanalyse*). Ihr Ziel ist die intradisziplinäre Integration von KDA und Korpuslinguistik. Sie stellt ihr eigenes, an der 'Wiener Schule' orientiertes Analyseraster vor, um dann die zentrale Schwäche der KDA zu benennen: die mangelnde Repräsentativität und Quantifizierbarkeit der Aussagen. Die Lücke kann gefüllt werden durch den Einsatz von Konkordanzprogrammen, denn sie bieten "die Möglichkeit der quantitativen Erschließung des Korpus, ohne den qualitativen Zugriff zu opfern" (S.172). Als Beispiel untersucht Mautner die Verwendung des Begriffs *federalism* in der britischen Presse. Den ersten Eindruck, dass *federalism* normalerweise negativ konnotiert ist, kann sie durch die quantitative Auswertung eines größeren Korpus von 370 Leitartikeln bestätigen. Konkordanzprogramme verbinden auf einfache, kontextsensitive Weise qualitative und quantitative Textanalyse und erhöhen damit die Präzision, Intersubjektivität und Reliabilität der Ergebnisse.

In die gleiche Richtung zielt der Beitrag von Caja Thimm, Sabine Koch und Sabine Schey, die ebenfalls qualitativ-interpretative und computergestützte quantitative Gesprächsanalyse miteinander verbinden, was in ihrem Untersuchungsdesign zugleich das Zusammengehen von Linguistik und Psychologie bedeutet (*Sprach- und Kommunikationsforschung interdisziplinär: Ein methodischer An-*

satz zur Analyse innerbetrieblicher Kommunikation). Die Vorteile qualitativer Ansätze, wie größere externe Validität und Detailtreue, sollen mit den Vorteilen quantitativer Methoden, wie größere Stichprobe und bessere Generalisierbarkeit, kombiniert werden. Inhaltlich besteht das Forschungsziel der Autorinnen in der Erhebung von Machtstrukturen in der interpersonalen Kommunikation ('Power-Related Talk'). Dazu wird für jeden Gesprächsbeitrag das Sprechhandlungsmuster bestimmt und diesem ein Kontrollwert zwischen +2 (stark kontrollbeanspruchend) und -1 (kontrollgewährend) zugeordnet. Die Kontrollwerte der einzelnen Interaktanten und die Relationen zwischen ihren Gesprächsbeiträgen können statistisch ausgewertet werden und sind ein zuverlässiger Indikator für die Positionen und Machtverhältnisse innerhalb einer Gesprächsgruppe. Das vorgestellte Beispiel einer Arbeitsgruppe mit einem stark kontrollierenden Chef, einem nachgebenden Mitarbeiter und einer noch submissiveren Mitarbeiterin wirkt allerdings so klischeehaft, dass offen bleibt, ob die Methode auch geeignet ist, subtilere Formen von Macht und Kontrolle aufzudecken, die nicht ohnehin mit Händen zu greifen sind. Trotzdem ist das vorgestellte Verfahren ein prüfenswerter Versuch, interpretativ gewonnene Eindrücke von Machtstrukturen auf einen quantitativ zuverlässigen Boden zu stellen.

Die nächsten zwei Beiträge befassen sich mit computergestützten Methoden der Spracherwerbsforschung. Interdisziplinarität ist in beiden Aufsätzen nicht zu erkennen beziehungsweise reduziert sich auf den Einsatz computergestützter, statistischer Textanalyse. *Sabine Klampfer* stellt das Projekt CHILDES (Child Language Data Exchange System) vor, welches mit seiner internationalen Reichweite und Standardisierung in der Landschaft der Gesprochene-Sprache-Forschung wohl einmalig dasteht (*Computerbasierte morphologische Analyse mit CHILDES*). Den mittlerweile 1500 Mitgliedern stehen zur Verfügung: a) ein standardisiertes Format für die Transliteration kindersprachlicher Daten, b) ein Computerprogramm für die automatische Analyse der Daten, c) eine allgemein zugängliche Kindersprachdatenbank. Am Beispiel einer Langzeitstudie an einem österreichischen Mädchen im Alter von eineinhalb bis drei Jahren stellt Klampfer das System vor, von der Vorbereitung über die morphologische Kodierung bis zur automatischen Auswertung der Daten. Eine Interpretation der Resultate bleibt allerdings aus, sodass die uneingeweihte Leserin nicht erfährt, was mit Häufigkeitsangaben wie "8 total number of different word types used" oder einer "Type/Token ratio" von 0.727 (S.217) anzufangen ist. Klampfer nennt als Vorteile der morphologischen Kodierung die Effizienz, die Reliabilität und die Vergleichbarkeit, warnt aber auch davor, dass sich der große Arbeitsaufwand erst bei größeren Korpora lohnt und dass wegen des hohen Abstraktionsniveaus der Auswertung Fehlanalysen entstehen können.

Chris Schaner-Wolles blickt zuerst zurück auf die Spracherwerbsforschung im 19. Jahrhundert, um danach die heutigen Langzeitstudien kritisch unter die Lupe zu nehmen (*Vom Umgang mit Erstspracherwerbsdaten aus Langzeit-Fallstudien*). Sie weist nach, dass in den meisten Untersuchungen die Datenerhebung zu lückenhaft ist, inhomogene Daten kumuliert und Einzelfälle übergeneralisiert wurden. Dadurch entstand ein Bild falscher Homogenität und Kontinuität des kindlichen Spracherwerbs. Demgegenüber gewinnen in der neueren Literatur "Phänomene der *Variation* und der *Optionalität* frühkindlicher Grammatiken immer mehr an Bedeutung" (S.228). Schaner-Wolles führt am "Wiener Langzeitkor-

pus von Nico" (S.232) vor, inwieweit und wie das untersuchte zweijährige Kind in einem Zeitraum von sieben Monaten die Grammatik des finiten Verbs, die Verbstellung in subordinierten Sätzen und den nominalen Plural erwirbt. Die im Abstand von wenigen Wochen erhobenen Gesprächsdaten und deren statistische Auswertung zeigen, dass der Erwerb der verschiedenen grammatischen Formen unterschiedlich schnell verläuft und von Phasen des Rückschritts und der Übergeneralisierungen geprägt ist. Damit kann Schaner-Wolles zeigen, dass glatte, generalisierbare oder gar in distinktive Phasen einteilbare Spracherwerbsprozesse nicht der Realität entsprechen.

Von den praktischen Beispielen zurück zu grundsätzlichen Überlegungen führt der letzte Beitrag von *Martin Stegu (Interdisziplinarität und Pluralismus: Schlüssel- oder Modebegriffe für die Angewandte Linguistik?)*. Stegu erinnert daran, dass die Ausdifferenzierung der Wissenschaft(en) in viele Einzeldisziplinen ein historischer, weitgehend kontingenter Prozess war (und ist), dessen Nachteile durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit behoben werden können. Innerhalb der ihrerseits in zahllose Subdisziplinen zersplitterten Sprachwissenschaft ist die Angewandte Linguistik prädestiniert für die disziplinen-übergreifende Zusammenarbeit, da die von ihr bearbeiteten Themen wie 'Experten-Laienkommunikation', 'Computerlinguistik' oder 'Sprache der Medien' per se interdisziplinär angelegt sind. An den zwei Beispielen 'Translationswissenschaft' und 'Interkulturelle Kommunikation' zeigt Stegu auf, wie aus interdisziplinären Ansätzen oft neue Disziplinen hervorgehen, die zuerst primär diskursiv neue Grenzziehungen vornehmen, spätestens mit ihrer Institutionalisierung als universitäres Fach aber auch handfeste finanzielle und personelle Ressourcen beanspruchen und verteidigen. Disziplinen und ihre Grenzen sind alles andere als naturgegeben und unveränderbar. Neben dem Modebegriff der 'Interdisziplinarität' wird der Begriff des 'Pluralismus' oft ein wenig vergessen; dabei sind nach Stegus Ansicht Meinungs- wie Methodenpluralismus Voraussetzung aller wissenschaftlichen Suche nach (den verschiedenen) Wahrheit(en). Einheitliche Methoden sind gar nicht immer wünschenswert, Widersprüche und unterschiedliche Begriffsdefinitionen sind nicht in jedem Fall auszuräumen, sondern als ergänzende Sichtweisen zu betrachten. Stegu empfiehlt den Forschenden, bei der Wahl der Methoden statt von der Disziplin vom Gegenstand her zu denken und wünscht der Angewandten Linguistik "mehr Mut für plurale Zugänge" (S.265).

Nach diesen abschließenden begrifflichen Überlegungen kann die Ausgangsfrage erneut gestellt werden: Haben wir es bei der Interdisziplinarität in der Angewandten Sprachwissenschaft mit einem Methodenmenü oder -salat zu tun? Wenn wir unter einem Menü das geregelte Nacheinander und unter einem Salat das schmackhafte Miteinander unterschiedlicher Speisen verstehen, so serviert das vorliegende Buch weder das eine noch das andere. Vielmehr stehen die einzelnen Beiträge – bedingt schon durch die Form des Sammelbandes – ziemlich unverbunden nebeneinander, so dass sich als Metapher am ehesten das Büffet aufdrängt, von welchem sich jeder nach seinem Interesse bedient. Schon die Beliebigkeit, mit der mit den grundlegenden Begriffen Intra-, Inter-, Transdisziplinarität und Pluralismus umgesprungen wird, verrät, dass in diesem Bereich keine einigende Sicht zu erwarten ist, und die Beiträge selber machen in ihrer inhaltlichen und theoretisch-methodischen Vielfalt klar, dass unter dem Etikett der 'Interdisziplinarität' vorläufig (fast beliebig) Vieles segelt: von der Übertragung einzelner

Begriffe oder Analysemethoden von einer Disziplin zur andern über die schiere Verwendung quantifizierender Computerprogramme bis hin zur Synthese verschiedener Forschungsansätze auch auf der theoretischen und methodologischen Ebene.

Diese Uneinheitlichkeit schmälert nicht die Qualität der einzelnen Beiträge und auch nicht den Ertrag des Bandes für das übergreifende Thema der 'Interdisziplinarität'. Vor allem die mit empirischen Forschungsergebnissen aufwartenden Artikel beweisen, dass interdisziplinäre Forschung sowohl für Teams als auch für Einzelpersonen machbar, sinnvoll, für bestimmte Fragestellungen sogar unabdingbar ist. Die ausschließlich theoretisch-methodologisch orientierten Artikel betonen eher die nach wie vor bestehenden begrifflichen und methodischen Unklarheiten sowie die zu gewärtigenden Schwierigkeiten bei der praktischen Durchführung interdisziplinärer Forschung, stehen dem Projekt Trans-, Intra- bzw. Interdisziplinarität aber trotzdem grundsätzlich positiv gegenüber. Wie schon bei früheren linguistisch-methodischen Entwicklungen – beispielsweise der Übertragung der Ethnographie auf die Konversationsanalyse – ist bei der interdisziplinären Forschung heute zu beobachten, dass die praktische analytische Arbeit deutlich weiter fortgeschritten ist als deren theoretisch-methodische Reflexion.

Was im Buchtitel versprochen, in den Artikeln aber nicht eingelöst wird, ist der Aspekt der Anwendung. Eine einzige Bemerkung von Schaner-Wolles zielt auf die Anwendbarkeit ihrer Untersuchungen in der Therapie von kindlichen Sprachentwicklungsauffälligkeiten (S.227), alle übrigen Beiträge sind im Bereich der Grundlagenforschung anzusiedeln. Die eigentliche Gemeinsamkeit der elf versammelten Arbeiten besteht darin, dass sie sich auf die Analyse authentischer Gespräche in Form von Transkripten stützen, also 'Gesprächsanalyse' im weitesten Sinne betreiben. Vielleicht hätte man das im Buchtitel hervorheben können.

Etwas mehr Aufmerksamkeit hätte auch die Rechtschreibung verdient, machen sich doch die zahlreichen Druckfehler in einer sprachwissenschaftlichen Reihe besonders schlecht – dies als Randbemerkung.

Gesprächsforschende geraten auf der Suche nach der adäquaten Beschreibung und Interpretation der von ihnen untersuchten Phänomene immer wieder an die Grenze der mit linguistischen Mitteln allein erreichbaren Erklärungstiefe. Ihnen macht dieser Sammelband Mut, den Schritt über den disziplinären Tellerrand hinaus zu wagen, wohlüberlegt zwar, aber mit der Zuversicht, dass die interdisziplinäre Arbeit nicht nur aufwändig, sondern auch bereichernd und letztlich unersetzlich ist.

Dr. Sylvia Bendel
Würzenbachstrasse 66
CH – 6006 Luzern

Veröffentlicht am 1.11.2002

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.